

Rede anlässlich der Buchpublikation "Die Heimkehrertafel als Stolperstein"
von Dr. Hans-Otto Binder

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, (Stadträte) MDhH

Ich möchte, wie es sich gehört, zuerst mit dem Dank beginnen und dann wenige Worte zum Thema Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sagen. Mein Dank gilt an erster Stelle den Autoren, die bereit waren, zunächst die Vorträge im Stadtmuseum zu halten und dann ihre Beiträge für den Druck uns kostenlos zur Verfügung zu stellen. Wir setzen das in Tübingen oft als Selbstverständlichkeit voraus, aber es ist keine. Dann bedanke ich mich besonders gerne beim Vorstand und dem Ausschuss des Vereins der Freunde des Stadtmuseums Tübingen, die mich unterstützt haben und schließlich bedanke ich mich natürlich bei allen, die an dem Erscheinen des Buches beteiligt waren. In erster Linie waren das Wilfried Setzler, Christopher Blum und Udo Rauch.

Bevor ich mich dem Thema zuwende, will ich einige grundsätzliche Bemerkungen machen. Von verschiedenen Seiten, darunter auch von Freunden, bin ich immer wieder gefragt worden, warum wir in Deutschland von dieser Vergangenheit nicht loskommen. Ich will mich auf drei Gründe beschränken.

Da ist zuerst der wissenschaftliche Aspekt: unsere Kenntnisse erweitern sich ständig. Wir können heute mehr Informationen über die NS-Zeit bekommen, als alle, die sie erlebt haben. Das gilt auch für dieses Thema, vielleicht sogar besonders, denn man musste zunächst gegen das gewollte Vergessen ankämpfen. Gegen die Vergangenheit wurde ein Damm des Verdrängens gebaut, aber der Damm hielt auf Dauer dem Druck nicht Stand und nach einer gewissen Zeit, so etwa seit 1980, brachen die Erkenntnisse geradezu über unsere Gesellschaft herein, das müssen wir einfach zur Kenntnis nehmen.

Der zweite Grund ist, dass die Vergangenheit nur scheinbar etwas Festes, nicht mehr zu Veränderndes ist. Da der Blick auf die Vergangenheit kein Selbstzweck ist, sondern aus einem bestimmten Erkenntnisinteresse erfolgt, müssen wir akzeptieren, dass jede Zeit ein anderes Interesse hat. Verändern sich die Fragestellungen, so verändern sich auch die Antworten. Die späteren Generationen haben das Recht auf ihre eigenen Fragen und müssen sich nicht mit den früheren Antworten begnügen. Ich bin sicher, sie werden nicht aufhören zu fragen.

Der dritte Grund ist, dass manche Geschichten immer wieder neu erzählt werden müssen. Die Zeit von 1933 bis 1945 war zwar kurz, aber so außerordentlich, dass das Interesse an ihr niemals erlöschen wird. Spätere Generationen können die nach 1945 Geborenen nicht mehr fragen: was habt Ihr damals gemacht, sondern sie werden fragen: wie seid ihr mit dieser Zeit umgegangen. Damit bin ich beim Buch.

Am Anfang war der Artikel von Jens Rüggeberg über die „Heimkehrertafel“ an der Stiftskirchenmauer und die dort zusammen mit den Soldaten verewigten Kriegsverbrecher. Der Entschluss der Oberbürgermeisterin, die Tafel des Anstoßes abzuhängen, löste eine kurze aber heftige Diskussion aus und führte zu dem Beschluss des Gemeinderats, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus aufarbeiten zu lassen. Dafür hat der Gemeinderat auch Geld bewilligt, was

ihm in der damals angespannten Haushaltslage sicher nicht leicht gefallen ist. Das ist ihm also hoch anzurechnen und dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung.

Ein Teil dieses Gelds ist in die Ausstellung „Tübinger Szenenwechsel“ geflossen. Der Verein der Freunde des Stadtmuseums Tübingen hat wegen der Bedeutung des Themas beschlossen, diese Ausstellung zu unterstützen und das Begleitprogramm in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum und dem Stadtarchiv zu organisieren. Daraus ist dann dieses Buch entstanden. Ausstellung und Buch decken sich nicht, sie ergänzen sich. Während die Ausstellung auf die Perspektive des Fotografen ausgerichtet war, sind die Beiträge im Buch auf den Anlass - die Diskussion um die Heimkehrertafel - und die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nach 1945 konzentriert. Dabei haben wir das Leitthema der Ausstellung „Tübinger Szenenwechsel“ übernommen und uns sehr stark mit den sog. Wendepunkten und Kontinuitäten beschäftigt.

Wendepunkte und Zäsuren bemerkt der Zeitgenosse manchmal gar nicht, denn die Zeit hält nicht still, wie es der Begriff Epoche (Haltepunkt) nahe legen will, sondern schreitet immer fort und sie fängt auch nie bei einem Nullpunkt an, selbst der Neugeborene ist in eine Kontinuität gestellt. Diese Begriffe sind meist Konstruktionen einer späteren Zeit, die es uns erlauben, die Vergangenheit in verständliche und leichter verdauliche Portionen abzupacken. So war es auch mit der „Stunde Null“ von 1945, die es nie gegeben hat. In diesem Begriff ist mehr der Wunsch nach Vergessen enthalten, als der Wille zum Neuanfang. Zum Vergangenen, das vergessen werden sollte, gehörten auch die Kriegsverbrechen, die Otto Abetz und Eugen Steimle begangen hatten. Dass beide Kriegsverbrecher waren, das haben Barbara Lambauer und Rainer Lächele nachgewiesen und sie haben dankenswerter Weise zugestimmt, dass ihre Vorträge hier abgedruckt werden konnten.

In die Endphase des Krieges führen uns die Erinnerungen von Paul Wurster, die uns von Johanna Petersmann zur Verfügung gestellt wurden und die hier erstmals veröffentlicht werden. Dafür möchte ich mich auch hier nochmals herzlich bedanken. Es ging damals in erster Linie ums Überleben. Nicht nur Paul Wurster ist der Katastrophe entkommen, sondern auch die Stadt Tübingen. Ein militärischer Zusammenstoß im Durcheinander von Flucht und Verfolgung lag im Bereich des Möglichen.

Mit dem Kriegsende und der französischen Besetzung begann auch die Auseinandersetzung mit der Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus. Nach Angus Munro, dem englischen Historiker, dessen Dissertation über die Nachkriegszeit in Tübingen viele wichtige Interviews enthält, aber in Tübingen nicht vorhanden ist, gab es in der Stadt eine „Wehrmachtgruppe“, die eine Umwälzung verhindern wollte. Zum Glück für Tübingen war mit der „Demokratischen Vereinigung“ noch eine andere Gruppe vorhanden, die bereit war, mit der französischen Besatzungsmacht beim Aufbau eines demokratischen Gemeinwesens zusammen zu arbeiten und auch die personellen Konsequenzen ziehen wollte. Dafür wurden sie stark angefeindet und noch 1977 war es nicht ganz einfach, die Ehrenbürgerwürde für Carlo Schmid im Gemeinderat durchzusetzen. Soweit er persönlich betroffen war, war er gegenüber Kreisleiter Rauschnabel und Studentenführer Sandberger überraschend nachsichtig. Doch ist nicht zu bestreiten, dass Carlo Schmid, Oberbürgermeister Viktor Renner und die ganze „Demokratische Vereinigung“ die Entnazifizierung ernsthaft gewollt und betrieben haben. Mit der Währungsreform und der Abwahl von Oberbürgermeister Adolf Hartmeyer, hat es dann eine Änderung in der Einstellung zur Entnazifizierung gegeben.

Anselm Doering-Manteuffel hat in seinem Beitrag eindrucksvoll und anschaulich geschildert wie

die Einstellung zum Nationalsozialismus von der politischen Sozialisation und den Erfahrungen der dominierenden Altersgruppen geprägt war und wie die im braunen Geist Erzogenen in die entscheidenden Positionen einrückten und dann ihre Sichtweise durchsetzten. Solche allgemeinen Feststellungen liefern vielen den Vorwand, zu sagen, „das war damals eben so“ und glauben, damit alles gesagt zu haben. Aber die umgekehrte Betrachtung ist eben auch richtig: es sind viele kleine Rinnsale notwendig, um einen mainstream entstehen zu lassen. Es waren einzelne Personen, die nun ihre Sichtweise fortsetzen konnten, auch das hat Anselm Doering-Manteuffel am Beispiel Alfred Göhner gezeigt. Auch das kollektive Verschweigen, das nun einsetzte und – allerdings nicht mehr im gleichen Umfang – bis heute anhält kann an den Personen festgemacht werden. Ich kann nicht verstehen, dass Rudolf Huber, von dem Ulrich Hägele herausgefunden hat, dass er über seine Parteizugehörigkeit gelogen hat, heute noch als erster Leiter des Kulturstamts gefeiert wird und damit die Bedeutung des engagierten Demokraten und Vorsitzenden der „Demokratischen Vereinigung“ Wilhelm Baudermann verschwiegen wird. Gewiss haben viele es so gemacht, wie Huber, aber genau das ist ja kein Argument, sondern eine Legitimation des Mitmachens.

Einen ersten Ansatz zur Auseinandersetzung mit der NS-Justiz und mit den in der Bundesrepublik weiterhin amtierenden Richter hat Alexander Glienke erforscht. Auch in Tübingen wurde die Ausstellung „Ungesühnte Nazi-Justiz“ gezeigt. Das war aber nur mit vielen Vorbehalten und Einschränkungen möglich. Die Ausstellung war nur eine Woche zu sehen und vorher erklärten fünf Professoren in einer Pressekonferenz, dass diese Ausstellung zum Zwecke der politischen Bildung der Studierenden veranstaltet werde. Die Tübinger Bürger sollten sich also nicht beunruhigen und sie wurden auch nicht aufgefordert, sich die Ausstellung im Clubhaus anzusehen. Die Organisatoren wurden nicht nach ihrer Meinung gefragt. Wie die ständige Präsenz der ehemaligen Nationalsozialisten auf die Studierenden gewirkt hat, können Sie in dem spannenden Beitrag von Gabriele Metzler nachlesen.

Einen zweiten Forschungsbeitrag zu den konkreten Verhältnissen in Tübingen verdanken wir Hans-Joachim Lang. Über diesen Beitrag bin ich besonders glücklich. Er ist der mühevollen Arbeit von Lilli Zapf über die Tübinger Juden nachgegangen und hat sehr eindrücklich geschildert, wie schwer es für sie war, diese grundlegende Aufklärungsarbeit zu leisten. Lilli Zapf war tief deprimiert über die Wahl von Hans Gmelin zum Oberbürgermeister und das führt mich zu meinem letzten Punkt.

An Hans Gmelin und Kurt Gerstein möchte ich deutlich machen, was in Tübingen noch zu tun ist.

Der ehemalige SA-Studentenführer Gmelin hat vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister seine Vergangenheit nicht verschwiegen, er ist nicht trotzdem, sondern genau aus diesem Grund gewählt worden. Er sah sich selbst als Prototyp einer gelungenen Integration der Ehemaligen in die neue Gesellschaft. Hans Gmelin war sicher ein tüchtiger, energischer und autoritärer Oberbürgermeister, aber der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus stellte er sich nicht. Aus dem Beitrag von Rainer Lächele geht hervor, dass er seinem Bundesbruder Eugen Steimle auch nach dem Krieg freundschaftlich verbunden geblieben ist. Ein Zeichen gegenüber den vertriebenen Tübinger Juden war ihm ebenfalls nicht möglich. Erst unter seinem Nachfolger Eugen Schmid hat es hier eine Änderung gegeben. Der Anfang am Synagogenplatz war bescheiden und umstritten, aber es folgte dann 1981 die Einladung der vertriebenen früheren jüdischen Bürger. Gmelins Rolle im Prozess des Verdrängens bedarf noch der Aufklärung.

Nach meiner Überzeugung ist auch im Falle Kurt Gerstein und seiner Familie noch einiges zu tun. Kurt Gerstein war ein Mensch an der „Grenze“. Der bekennende Christ war Mitglied der NSDAP,

wurde aber wegen seiner eindeutigen Haltung im Kampf um die Kirche ausgeschlossen. 1936 ging der Bergbauingenieur nach Tübingen, wo er zuerst Theologie studieren wollte, sich dann aber für Medizin entschied. Mit seiner Frau Elfriede wohnte er in der Gartenstrasse 24 und erlebte dort die Zerstörung der Synagoge. Zu seiner Frau sagte er damals „Jetzt werfen sie die Maske ab“. Nach den Informationen durch Landesbischof Wurm über die Euthanasie war er entschlossen, Beweise für die Wahrheit zu sammeln und zu verbreiten. Dazu trat er in die SS ein und hat in Belzec die Massenvernichtung erlebt. Davon hat er kirchliche Kreise und das Ausland informiert. Nach Kriegsende wurde er in Tübingen verhaftet und zunächst nach Rottweil gebracht. Dort schrieb er den berühmten Gerstein-Bericht als Beweismittel für die Alliierten. Unter ungeklärten Umständen ist er dann im Pariser Gefängnis erhängt aufgefunden worden.

Mir geht es darum, wie man später mit Kurt Gerstein und seiner Familie umgegangen ist. Die Spruchkammer in Tübingen warf ihm 1950 vor, „daß der Betroffene nicht alles getan hat, was ihm möglich gewesen wäre, und daß er noch andere Mittel und Wege hätte finden können, sich persönlich aus der Aktion herauszuhalten.“ Und weiter, er hätte wissen müssen, dass er als Einzelner gar nicht in der Lage war, die Vernichtungsmaßnahmen zu verhindern. Kurzum er hätte nicht in die SS eintreten und schweigen sollen. So wurde er als „belastet“ eingestuft und seine Witwe erhielt mit ihren drei kleinen Kindern keine Rente.

1953 hatte Hans Rothfels, der in die USA emigriert war, den Ruf an die Universität Tübingen angenommen. Im gleichen Jahr veröffentlichte er in den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte den Gerstein-Bericht und er hat auch die Person Kurt Gerstein als aktiven Gegner des NS anerkannt. Dennoch wurde noch 1962 ein Antrag von Elfriede Gerstein auf Hinterbliebenenrente abgelehnt; damals war Eugen Steimle schon wieder ein paar Jahre Geschichtslehrer. 1963 setzte dann ein Umdenken ein, beteiligt daran war der Zentralrat der Juden in Deutschland, aber am wirkungsvollsten war die Aufführung des Theaterstücks „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth in dem der Gerstein-Bericht eine zentrale Rolle spielt. 1965 wurde er dann von Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger auf dem Gnadenweg in die Gruppe der Entlasteten eingestuft. 1967 erschien dann in Frankreich die Biographie Gersteins von Saul Friedländer, der vor allem über die Tübinger Spruchkammer entsetzt war, seither kann er als vollständig rehabilitiert gelten. Die derzeit ausführlichste Darstellung von Pierre Joffroy ist ebenfalls in Frankreich erschienen.

Hier in Tübingen wurde gelegentlich durch einen Zeitungsartikel an ihn erinnert, aber es gibt kein Gerstein-Haus wie in Rottweil oder in seiner niedersächsischen Heimat. Die Familie lebte hier in ärmlichen Verhältnissen, seine Witwe starb 1991 in Tübingen und die Kinder blieben in der Region.

In beiden Fällen geht es mir nicht um die NS-Zeit sondern um den Umgang mit ihr danach, denn daraus ließe sich einiges lernen. Geschichte ließe sich anschaulich vor Ort vermitteln.

Gestatten Sie mir deshalb zum Abschluss, wenn ich schon im Sitzungssaal reden darf, einen persönlichen Appell an den Gemeinderat. Er sollte sich mit dem bisher Erreichten nicht zufrieden geben, sondern die am Anfang in Aussicht genommene Ausstellung ermöglichen und wenn es anders nicht geht, die notwendigen Mittel dazu bewilligen.

Ich hoffe, Sie unterstützen mich dabei.

Vielen Dank